

die Grenzen ins Ausland gebracht; nach Belgien in die dort aufgebaute «Armée Blanche» oder nach Frankreich in den «Maquis», wo es, infolge der Größe des Landes, bessere Unternehmungsmöglichkeiten, sowie die Gelegenheit gab, mit den dortigen Resistenzkräften aktiv am Kampf gegen die deutschen Unterdrücker teilzunehmen. Ein weiterer Teil der Refraktäre nahm unser westliches Nachbarland nur als Durchgang, um nach England zu gelangen, das damals als der Hort der Freiheit, als Ausgangspunkt der schließlichen Befreiung angesehen wurde. Allerdings war der Weg dorthin nicht nur mit ungeheuren Gefahren verbunden, sondern auch unerdenklich lang. War man doch sehr oft, ja sogar meistens auf sich selber angewiesen, war ohne Ahnung der jeweiligen Verhältnisse und daher oft auf das «gute Glück» angewiesen, das einen aber sehr leicht im Stich lassen konnte. Ein einziger derartiger Fall aber konnte monatelange Verhaftung, Internierungslager, das einem nazistischen KZ meist nicht unähnlich sah, und sogar den Tod bedeuten. Neben dem Weg über Frankreich, Spanien und Portugal bot sich auch noch derjenige über die französische Fremdenlegion in Nordafrika an. Doch auch er war weder schneller, noch gefahrloser. Wieviele dramatische Zwischenfälle, wieviele regelrechte Abenteuer gäbe es hier aufzuzeichnen! Doch dann würden mindestens zehn Bände vom Umfang des vorliegenden entstehen!

Beschränken wir uns daher auf die Schilderung des Lebens in einem der Bunker, wie sie hierzulande damals errichtet wurden. Dies soll stellvertretend für all das sein, was hier und dort, überall aber wohl in der mehr oder minder gleichen Form während diesen bösen Jahren auf diesem Gebiete geschah.

Der Bunker im «Hondsbösch» bei Niederkorn

Tagelang — oder sagen wir besser: nächtelang — war Vic nun schon unterwegs, seit er der großdeutschen Wehrmacht Valet gesagt, ihr die erzwungene Zugehörigkeit gekündigt hatte. Zunächst war er bei einer noch weitläufig verwandten Familie für die erste Nacht untergetaucht; dann hatte sich sein Herbergsvater in seinem Bekanntenkreis nach einer anderen Möglichkeit umgesehen, da er nur eine Art Durchgang war und für die folgende Nacht Vic's Unterkunft schon für einen neuen «Besuch» brauchte; so hatte ihn denn, kaum daß die schützende Dämmerung angebrochen war, ein Mann — mehr als den Vornamen Jemp erfuhr Vic nicht über ihn — in's

Schlepptau genommen und ihn über unbekannt Wege zu einem einsamen Bauernhof gebracht, wo die Scheune, genauer gesagt, ein, in den dort lagernden Strohhaufen geschnittener Raum ihm für drei Tage und Nächte Unterschlupf bot; und nun stand er hier, zusammen mit einem weiteren Unglücksgefährten, an der Kirchhofmauer von Niederkorn, wartend, daß er eine neue Etappe weitergeleitet würde.

Vic konnte natürlich keine Ahnung davon haben, daß seine neuen Helfer, von denen er hoffte, daß sie möglichst bald auftauchen würden, inzwischen schon lange in voller, lebensgefährlicher Tätigkeit waren. Er konnte keine Ahnung haben von der genau geordneten, schon sehr gut eingespielten Organisation, die bereits seit Monaten auf Hochtouren lief, um dem deutschen Unterdrücker möglichst viele Opfer zu entreißen.

In einer nach fast militärischer Ordnung aufgebauten Kolonne strebten sie durch den «Hanebösch» auf ihren Fahrrädern dem Ziele zu: der Louis, der Marceau, der Nick, der René, der Jang, und wie sie noch alle hießen, die hier ihr Leben im Dienste der Luxemburger Jugend, und damit des Landes, auf's Spiel setzten. Nicht nur die Gepäckträger waren schwer beladen, auch die Lenkstangen waren bepackt, desgleichen die Männer selbst, mit Lebensmittelpaketen aller Art.

Dabei war Vorsicht das erste und richtig heilige Gebot. Konnte doch ein einziger Fehler die Katastrophe bedeuten. Denn die Gestapo, die deutsche Polizei und die wegen der Grenze nach Belgien und Frankreich hin stationierten, ebenfalls deutschen Zöllner waren alles andere als Freunde dieser Männer.

Es kam der Organisation sehr zu gute, daß der Nachtwächter der Grube «Hondsbösch», Jempy Gratia, dem nach dem Kriege — und das keineswegs zu Unrecht! — der Ehrenname «Papp vum Hondsbösch» verliehen wurde, als ein Mann der allerersten Stunde dabei war. Ihm erlaubte seine Funktion es, unauffällig in der Gegend herumzustrreifen und so den für diesen Tag sichersten Transportweg auszukundschaften. Daraufhin konnten die Sicherheitsposten, gebildet von bereits einige Zeit im «Bunker» beherbergten Refraktären, die mit Karabinern, Revolvern oder Gummiknüppeln für den äußersten Notfall versehen waren, alle hundert Meter ihre Wachen beziehen. — — —

Am Eingangstor zur Galerie steht ein Posten, der die Ankömmlinge schon von ferne erkennt, sei es am gegebenen Zeichen, am gewohnten Klang der Schritte oder einfach an

der Stunde, an der Pünktlichkeit. Rasch wird ihm eine geflüsterte Frage beantwortet, bei der es sich um eine Nachricht von zu Hause dreht; etwa darum, ob die Eltern noch da und nicht schon umgesiedelt sind; ob vielleicht gar ein Brief mitgekommen ist, vielleicht ein Paket mit Lebensmitteln oder Wäsche, ob es etwa Tabak oder Zigaretten gibt. Dann wird die stets gut geölte, damit lautlose Pforte geöffnet, und die Kolonne tritt in den unterirdischen Bereich ein.

Noch ist eine Strecke von ca. 150 Metern über die Geleise der Werkbahn zurückzulegen, auf der sie einem weiteren Posten begegnen, der sie an den Stimmen erkennt und passieren läßt.

Vic hat noch immer keine Ahnung, wohin er geführt wird. Als Städter kann er sich auch jetzt noch kein Bild von seinem Ziel machen, da er in seinem jungen Leben noch nie in einer Galerie war. Er ist nur froh, daß er einen Unterschlupf findet, der ihn davor bewahrt, im deutschen Feldgrau erneut hinaus nach Rußland zu müssen. Was er auch vorfinden wird, es kann nur besser sein als das, was er bisher an der Front durchstehen mußte!

Sie steigen eine Leiter hinauf und sind im Bunker. Der Empfang des «Neuen» ist freundlich, auch wenn sich dieses Mal keine alten Bekannte treffen, wie es schon so oft der Fall war. Da fand der Jempy einen Kollegen aus der Kaserne wieder, und der Mischki begegnete erneut dem René, der mit ihm im RAD zusammen war. Sogar zwei Brüder trafen sich hier unter der Erde im «Hondsbösch» wieder und fielen sich vor Freude um den Hals.

Vic bekam seinen Platz im dritten Bunker zugeteilt. Ursprünglich hatte es hier natürlich völlig anders ausgesehen. Da hatte es weder Oefen noch Schlafstellen gegeben; weder Küche noch Vorratsraum waren vorhanden gewesen. Von luxemburgischen Fahnen und Wappen, die die Wände zierten, oder von einem Radioapparat ging schon gar keine Rede.

Der Anfang

Das Ganze — so erfuhr Vic nach und nach — hatte am 5. Februar 1944, einem Samstag, begonnen. Da hieß es plötzlich in Niederkorn, die Gestapo werde eine großangelegte Razzia in der gesamten Ortschaft durchführen. Womit naturgemäß in erster Linie alle jene Häuser in größte Gefahr gerieten, in denen Refraktäre einen Unterschlupf gefunden hatten.

Die Resistenz war rechtzeitig auf ihrem Posten und warnte die Betreffenden. Die logische Folge war, daß man die geheimen «Gäste», sowohl in ihrem eigenen Interesse als auch in dem ihrer Gastgeber, anderswo unterbringen mußte, bevor die Deutschen zupacken konnten. In diesem Augenblick der imminnten Gefahr kam der Plan «Galerie Hondsbösch», schon im Herbst 1943 als Idee geboren und im Januar 1944 zu einem gewissen Abschluß gebracht, zur Durchführung. Sechs Refraktäre und ein politischer Flüchtling fanden sich an diesem Abend unter Tage in dem als baufällig klassierten und daher unbenutzten Stollen ein, um dort abzuwarten, bis die Razzia vorüber war und ihre alten, geheimen Unterkünfte wieder zugänglich sein würden.

Die Nacht zum Sonntag verging, die deutsche Aktion aber hatte nicht stattgefunden. So standen denn die sieben Mann am andern Morgen vor der Frage, ob sie an Ort und Stelle bleiben oder ein anderes Versteck aufsuchen sollten. Denn einerseits war der alte Stollen in keiner Weise wohnlich zu nennen. Nicht nur, daß die Stützen morsch, ja sogar zum Teil faul waren; es war auch noch so feucht und kalt hier unten, daß man schon einer guten, warmen Kleidung bedurfte, um es nur einigermaßen auszuhalten. Im übrigen war der Aufenthalt der Flüchtlinge auch nur als vorübergehend und kurzfristig gedacht. Andererseits aber stammte die Information über die bevorstehende Razzia aus so guter Quelle, daß an ihrer Wahrhaftigkeit nicht zu zweifeln war. Wenn die Deutschen also nicht in der vergangenen Nacht gekommen waren, dann würden sie es bestimmt heute, am Sonntag, oder in der Nacht zum Montag tun. Das war nicht nur die Ansicht der Sieben; die Auffassung von Jempy Gratia, der laufend von draußen Verbindung mit ihnen hielt, war die gleiche. So wurde denn beschlossen, einstweilen zu bleiben. Am Montagmorgen, bevor im nebenan liegenden Stollen die Schicht wieder beginnen würde, war immer noch Zeit, eine endgültige Entscheidung zu treffen.

Nun, auch der Sonntag verging und die folgende Nacht ebenfalls: Die Razzia hatte nicht stattgefunden. Sie fand — aus welchen Gründen ist bis heute nicht bekannt geworden — überhaupt nicht statt. Und so fiel am Montag in der Frühe die Entscheidung, daß man, da man schon einmal da war, auch im «Hondsbösch» bleiben wollte.

Was nun folgte, geschah eigentlich mit einer Logik, wie sie sich, von einem zufälligen Stadium zu einem bewußten Dauerzustand, nicht anders entwickeln konnte: Die Notwen-

digkeit zwang alle, die sich mit dieser Angelegenheit aktiv oder passiv befaßt hatten, zu den nächsten Schritten.

Zunächst mußte der Aufenthaltsraum unter der Erde wenigstens wohnbar — von wohnlich konnte zunächst noch keine Rede sein! — gemacht werden. Um ein Bild davon zu geben, wie schrittweise es dabei herging, sei gesagt, daß die erste Schlafstelle eine Unterlage hatte, die aus den möglichst fein zerkrümelten Resten morscher Stützbalken bestand, über die man seinen Mantel ausbreitete. Dann, als der Daueraufenthalt beschlossene Sache war, wurden von außen Decken für diesen Zweck beschafft. Woraus sich ergibt, daß gleich von Anfang an die Organisation zweiteilig lief: Außerhalb und innerhalb der Galerie. Wobei ein gutes Zusammenwirken natürlich die Grundbedingung für einen Erfolg war. Ein Mißerfolg hätte nicht mehr und nicht minder als äußerste Lebensgefahr, wenn nicht gar den Tod für die meisten Beteiligten bedeutet! Von dieser Warte aus muß die Beschaffung jedes Nagels, jedes Bretts, jedes Stück Brots, kurz, jedes irgendwie benötigten Gegenstandes gesehen werden! Nur dann ist zu begreifen und richtig zu beurteilen, welche gewaltige Leistung hier auf «illegale» Weise, nicht nur vor der Nase der Gestapo, sondern trotz ihrem intensiven Suchen nach den luxemburgischen «Deserteuren», vollbracht wurde! — — —

Das Bunkerleben

Vic hatte sich bald eingelebt und kannte schon nach kurzer Zeit den regelmäßigen Tagesablauf. Eigentlich sollte man richtiger sagen: den Nachtablauf. Denn für die Insassen des Bunkers «Hondsbösch» wurde, infolge der Umstände, der Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag. Das lag nicht nur daran, daß, für Menschen, die sich vor anderen Menschen versteckt halten müssen, die Nacht freundlicher ist als der Tag, sondern vor allem daran, daß, wie schon gesagt, nur etwa 150 Meter vom Versteck entfernt, ab 6 Uhr früh bis abends 10 Uhr, in zwei Schichten gearbeitet wurde. Das hieß natürlich, daß während diesen 16 Stunden die Bunkerinsassen unhörbar und unsichtbar bleiben mußten. Anders ausgedrückt: Diese Zeit wurde hauptsächlich zum Schlafen ausgenutzt und nur solche Arbeiten ausgeführt, die unumgänglich waren und kein merkliches Geräusch verursachten. Darunter fiel etwa das Kartoffelschälen, das Küchenchef Jang mit seiner jeweiligen Helfersgruppe durchführte, damit für Mittag die Mahlzeit bereit war.

Aus dieser kurzen Angabe geht schon hervor, daß im Bunker etwas groß geschrieben werden mußte, auch wenn es diesem und jenem der Insassen nicht so recht in das Konzept passen wollte: Disziplin.

Als im Februar die ersten Sieben noch allein waren, mochte dieser Punkt eine Nebensächlichlichkeit sein und sich automatisch ergeben. Als aber die Zahl dauernd anstieg — im März wurden es 30, im April 50, im Mai 70, im Juni 90, im Juli 100 und im August schließlich über 120 —, mußte auch die Organisation immer straffer und, damit unweigerlich verbunden, die Disziplin immer strenger werden, wollte man nicht das Ganze einer tödlichen Gefährdung aussetzen. Es mußte eine Rangordnung aufgestellt werden, eine Hierarchie, in der es eine Festlegung der Verantwortung gab, ohne die das Leben unter den gegebenen Umständen nicht möglich war.

Die Organisation

des Bunkers «Hondsbösch» umfaßte zwei Hauptteile: jene außerhalb und jene innerhalb des Bunkerbereiches. Erstere lag in den Händen jener Männer der Resistenz, die schon an der Idee und Planung des ganzen Unternehmens teil hatten. Sie mußten die Aufgabe bewältigen, täglich für den Nachschub all dessen zu sorgen, was unter der Erde von 120 Mann benötigt wurde. Man stelle sich nur die Mengen vor, die allein an Lebensmitteln verbraucht wurden: über 2 Zentner Brot, 3 Zentner Kartoffeln, 25 Pfund Fleisch, ein Eimer Marmelade täglich! Es kamen noch Gemüse hinzu und — wenigstens manchmal — Tabak, sowie Kaffee, um nur die Dinge zu erwähnen, die dem leiblichen Wohl dienen. Daneben mußte jeder Nagel, jedes Brett, wie sie zum Bau der Schlafpritschen gebraucht wurden, von außen herbeigeschafft werden. Und das alles, ohne daß man sich dafür auf die offizielle Art und Weise von damals an die Herren Deutschen zwecks Ausstellen von Lebensmittelkarten und Bezugscheinen wenden konnte, mittels derer sozusagen alles Lebenswichtige und Lebensnotwendige reglementiert und unter Kontrolle gehalten wurde!

Wieviele Menschen hier verbotenerweise, in bewußter Opposition zu den nazistischen Unterdrückern, mithalfen, die benötigten Dinge immer wieder zusammenzubringen, zu sammeln, zu transportieren, wird wohl nie genau festzulegen sein. Fest aber steht, daß es ein großer Personenkreis war, der besonders aus den nächst gelegenen Gemeinden Differdingen, Niederkerschen und Sassenheim stammte, sich aber auch aus

dem Oesling, der Moselgegend, dem Redinger Kanton und auch der Umgebung der Hauptstadt zusammensetzte. Hier Namen aufzuzählen, obwohl davon eine stattliche und ehrenvolle Liste bekannt ist, würde an Vermessenheit grenzen, da eine solche Aufzählung unweigerlich schwer durch Unvollständigkeit sündigen würde. Halten wir aber fest, daß das Verdienst eines jeden dieser Helfer niemals zu hoch eingeschätzt werden kann und daß die Insassen des Bunkers «Hondsbösch» ihnen auf immer zutiefst verpflichtet sind und bleiben!

Was die «innere» Organisation angeht, so war sie — es konnte einfach aus der Sache heraus nicht anders sein — nach militärischem Muster aufgebaut. Und da schließlich die ganze Bunkerbelegschaft mit ihren 120 Mann in etwa der Stärke einer Kompanie entsprach, war sie denn auch dementsprechend aufgegliedert.

Da gab es zunächst einen Hauptverantwortlichen, dem infolgedessen auch, zusammen mit seinem Stellvertreter, die oberste Befehlsgewalt unter der Erde oblag. Daß «die von draußen» schließlich in allem das letzte Wort hatten, haben mußten, ergab sich schon allein aus dem Umstand, daß nur sie wußten, was draußen, insbesondere beim deutschen Gegner, vorging und nur sie daraus Schlüsse und Maßnahmen in voller Sachkenntnis ziehen konnten.

Je 30 Mann waren — um einen wehrmachtlichen Vergleichstitel zu gebrauchen — einem Zugführer unterstellt, deren es also 4 gab und denen wiederum je drei Mann — einer pro Gruppe von 10 — direkt verantwortlich waren.

Daß es daneben noch den Küchenchef Jang gab, sei nicht nur der Vollständigkeit halber erwähnt, sondern weil ihm, als Hüter des leiblichen Wohles, eine gar wichtige Aufgabe oblag. Er wurde denn auch in seiner Arbeit jeweils durch eine Sektion von 30 Mann unterstützt, die für Kartoffelschälen, Gemüseputzen und ähnliche Dinge herangezogen wurde.

Eine weitere Sektion war für den Postdienst bei Tag und besonders bei Nacht, während die Lebensmitteltransporte liefen, sowie, je nach Bedarf, für diese selbst abkommandiert.

Arbeit und Freizeit

Diese Beschäftigungstherapie ergab sich wohl in der Hauptsache aus der Notwendigkeit heraus, den Bestand der Untergrundorganisation zu sichern. Denn Arbeit gibt es bei

einem solchen Unternehmen die Hülle und Fülle, wenn man sie nur sehen will.

Zum anderen aber war es unumgänglich, auf diese Art die Moral auf einem guten Stand zu erhalten. Denn man kann sich leicht vorstellen, daß, unter den gegebenen Lebensbedingungen, die Nerven nach und nach so stark in Anspruch genommen wurden, daß sie nicht immer durchhielten. Es stellte sich der Effekt ein, der allgemein unter «Stacheldraht-Krankheit» bekannt ist: Bei diesem oder jenem brannte manchmal eine Sicherung durch.

Arbeit war das beste Mittel dagegen, auch wenn manch einer der Bunkerinsassen von diesem Heilmittel nicht viel hielt, sei es, weil es zu anstrengend war, oder weil er, als typisches Muttersöhnchen, sich nicht an derartiges gewöhnen konnte.

Genau so hielten manche nichts von den eingeführten Gymnastikstunden, obwohl dieselben von den allermeisten als guter Ausgleich zu der relativen Bewegungslosigkeit in diesen Tagen, Wochen und Monaten aufgenommen wurden.

Eine weitere Betätigung, halb Ernst und halb Spiel, war das Schießen. Revolver und Karabiner waren in ziemlicher Zahl vorhanden und auch an Munition mangelte es nicht. So konnte auch auf diese Art nicht nur die Zeit und die Langeweile vertrieben werden, sondern gleichzeitig ein Training für den Ernstfall, von dem man hoffte, daß er nie eintreten würde, durchgeführt werden.

Kartenspielen rangierte natürlich ebenfalls ganz vorne auf der Liste der Zeitvertreibe. Andere bevorzugten das Lesen, so daß nach und nach eine Bibliothek mittleren Umfangs im Berge entstand. Schach wurde gespielt, dichterische und kompositorische Adern entdeckt und ausprobiert, antinazistische Propagandaschriften verfaßt, private Tagebücher geführt. Das wohl wichtigste Requisite in diesem Zusammenhang aber war das Radio. Damit gab es fast für jeden etwas: Nachrichten, klassische und populäre Musik, Gesang, Unterhaltung.

Wenn trotz all dieser Bemühungen, die Moral der Jungen hochzuhalten, dieses Ziel nicht immer erreicht wurde, wenn es sogar ab und an zu gefährlichen Zwischenfällen kam, dann lag es meistens am Fehlverhalten einiger Einzelner. Durchaus begreiflich, wenn man bedenkt, daß es völlig normal ist, wenn in einer so großen Herde einige schwarze Schafe sind. Die Hauptursache lag in dem, besonders unter Jugendlichen dieses Alters viel vorhandenen Egoismus, der gerade

unter solch schwierigen Lebensverhältnissen, wie sie damals in Kauf genommen werden mußten, nur allzu gerne zum Durchbruch kommt. Da wird dann oft aus rein persönlichen Gründen eine Gefahr für das Ganze heraufbeschworen, ohne daß sich der Urheber des vollen Umfanges seines Fehlers bewußt ist.

In diesem Zusammenhang sei die Geschichte erzählt, wie der Roger eines Nachts verschwand und wiedergeholt werden mußte.

Roger hatte nicht nur den Posten des stellvertretenden Bunker-Chefs inne, er war auch noch sehr jung verheiratet und hatte, infolge seines Untertauchens vor dem deutschen Okkupanten, nur recht wenig von seinem Eheglück profitieren können. Begreiflich, daß er sich schrecklich nach einem, wenn auch nur kurzen Zusammensein mit seiner Frau sehnte, insbesondere, da sein Wohnsitz nicht allzu weit vom «Hondsbösch» entfernt war. So nutzte er eines Abends sein Vorrecht als Chef, die ausgestellten Posten ohne Erklärung passieren zu dürfen, aus und verschwand mit unbekanntem Ziel. Als der betreffende Posten eine Stunde später abgelöst wurde, meldete er diesen Vorgang befehlsgemäß nicht nur seinem Nachfolger, sondern auch dem zuständigen Verantwortlichen im Bunker. Man beriet, was zu tun sei. Denn wenn Roger auch den Posten in dieser Weise passieren durfte, so hatte er doch nicht das Recht, so lange ohne Erklärung fortzubleiben. Ob ihm vielleicht irgendetwas zugestoßen war? Die Möglichkeit eines dummen Zufalles war nicht von der Hand zu weisen. Aber nach reiflichem Ueberlegen kam man doch eher zur Auffassung, daß Roger ganz einfach Sehnsucht nach seiner jungen Frau verspürt und sich nicht hatte bezähmen können. Was aus dieser Unüberlegtheit entstehen konnte, wenn ihn die Deutschen schnappten, war nicht auszudenken. So wurde denn eine Gegenaktion in die Wege geleitet. Ein Alarmkommando von 6 Mann trat in vollem Ornat an: in deutscher Wehrmacht-uniform und mit vorschrittmäßig geschulterten Karabinern.

Es war ein zwar nicht alltägliches, aber auch nicht sehr auffälliges Bild, als diese Kolonne durch die nächtlichen Straßen marschierte, und vor Roger's Elternhaus, in dem auch sein eigener Wohnsitz war, anhielt und mit dem Ruf «Aufmachen! Polizei!» an die Haustür donnerte.

Den Einwohnern war gewiß nicht sehr wohl in diesem Augenblick zu Mute, und der Anblick, der sich ihnen beim zögernden Oeffnen bot, war auch nicht dazu angetan, ihnen ihre Sicherheit zurückzugeben.

Das Kommando trat ein, gab sich drinnen zu erkennen und fragte nach Roger. Der sei nicht hier, war die Antwort, die jedoch nicht geglaubt wurde. Und dann erinnerte sich einer der sechs «Preußen», daß Roger von einem fabelhaften Versteck im Keller seines Elternhauses erzählt hatte, das so gut getarnt sei, daß es niemand finden würde. So drang denn der Alarmtrupp dorthin vor, machte sich seine Kenntnisse zu nutze und holte den Ausreißer sozusagen aus den Armen seiner jungen Frau erbarmungslos heraus. Daß er dabei nur in Unterhosen war, wirkte, angesichts der herrschenden Atmosphäre, nicht einmal lächerlich.

Auch das Nachspiel war völlig ernst. Nicht nur, daß Roger seines Postens enthoben wurde, ihm wurden auch noch einige Tage Haft bei — und das ist wortwörtlich zu nehmen — Wasser und Brot zudiktirt. — — —

An dieser Stelle seien einige Worte zum Kapitel

«Justiz» im «Hondsbösch»

gesagt. Genau wie der organisatorische Aufbau im Bunker unumgänglich war, so mußte es auch ein Reglement geben, das, soweit solches möglich ist, das interne Zusammenleben regelte, eine Art Hausordnung.

Jeder einsichtige Mensch wird begreifen, daß ein solches Verfahren nötig war, sollte nicht das Ganze in größte Gefahr geraten. So mußte denn auch jedes widersetzliche Benehmen gerügt und bestraft werden. Und es soll kein Vorwurf, auch kein nachträglicher, sein, wenn heute gesagt wird, daß «Justitia» im «Hondsbösch» mehr als ein Urteil fällen mußte, auch wenn das «Gericht», im Verhältnis zur zeitlichen Dauer und zur Anzahl der «Untertanen», nicht oft in Anspruch genommen wurde.

Es ist eine unbedingt menschliche Angewohnheit, daß ein Verurteilter, auch wenn er schuldig ist, nicht zum besten auf seinen Richter zu sprechen ist. Müssen nun solche Kontrahenten über einen längeren Zeitraum in engem Kontakt miteinander leben, wie es unter den damaligen Umständen der Fall war, so ergibt sich leicht eine vollkommen untragbare Situation. Um dies zu vermeiden, hatte man im «Hondsbösch» eine Lösung gefunden, die eine solche Lage erst gar nicht aufkommen ließ: Das «Gericht» bestand nur aus Leuten, die der «äußeren» Organisation angehörten. Das hatte nicht nur zum Ziel, eine Verbitterung zwischen den einzelnen Bunker-

insassen zu vermeiden, es ergab auch gleichzeitig eine neutralere Beurteilung des Falles.

Es kann aber festgehalten werden — und das sei hier voller Befriedigung getan —, daß die «schwarzen Schafe» eine verschwindende Minorität waren, die sich sogar zum Teil, nachdem sie vor ihren Kameraden bloßgestellt und verurteilt worden waren, soweit besserten, daß schließlich der nötige innere Friede im Bunker gesichert werden konnte.

Und die meisten der damaligen Bunkerbewohner sind — heute danach befragt — der Meinung, daß die dort verbrachte Zeit wohl schwer, aber auch irgendwie wertvoll war. Hat sie doch so manches Muttersöhnchen auf den Weg zum richtigen Manne gebracht. — — —

Intermezzi

Es gab aber auch Zwischenfälle, die nicht durch das schlechte Benehmen eines Insassen provoziert wurden. Der Zufall — man könnte genau so gut sagen: das Schicksal — hatte auch ab und zu seine Hand im Spiel. So etwa damals, als

Die Galerie, in der der Bunker lag, war, wie schon gesagt, als auffällig klassiert und auch dementsprechend durch gekreuzte Bretter gekennzeichnet. Wenn dies auch einen sehr wirksamen Schutz für den Bunker bot, so war er dennoch nicht so vollkommen, daß man nicht während des Tages, da in nur etwa 150 Metern Entfernung die Arbeiter ihrer normalen Beschäftigung nachgingen, einen Posten aufgestellt hätte, der jede eventuelle Annäherung eines Fremden zu melden hatte.

Denn dieser geschlossene Galerie-Teil wurde ab und zu von den Arbeitern als Toilette benutzt, wobei der eine vielleicht nur zehn, der andere aber dreißig Meter weit in den Gang eindrang.

So meldete der betreffende Posten auch eines Tages, daß sich jemand mit seiner Karbidlampe näherte. Es war kurz vor Schichtwechsel, gegen zwei Uhr. Hatte nun der Posten seine Meldung etwas zu spät gemacht oder wurde im Bunker vielleicht nicht schnell genug auf völlige Stille geachtet, jedenfalls kam der Mann immer näher, blieb, wie der Posten meldete, schließlich stehen, horchte ließ seine Lampe fallen, drehte sich um und eilte davon.

Große Aufregung im Bunker! Was geschieht jetzt? Wer war es? Wird er Meldung bei den Deutschen machen? Ist Gefahr im Verzuge?

Viele Fragen, keine Antwort! — Kurze Erörterung der Lage. Dann der Entschluß: Es muß unbedingt herausgebracht werden, um wen es sich handelte, ob man ihm trauen konnte oder nicht.

Unverzüglich werden drei oder vier Mann losgeschickt zur nächsten Arbeitsstelle, der Umformerstation, von welcher der Betreffende gekommen sein muß. Dort befindet sich nur ein einziger Arbeiter, der den Schichtwechsel abwartet. Der ist zunächst einmal starr und sprachlos, als so urplötzlich einige Gestalten erscheinen, ihm einen Revolver unter die Nase halten und fragen, ob er eben die geschlossene Strecke benutzt habe. Schließlich verneint er. Wer denn noch mit ihm auf Schicht sei? Er nennt den Namen. Ob der denn hinauf gewesen sei? Er bejaht. Wo er denn sei?! Er sei fort. Was er denn gesagt habe? «Kein Wort. Er kam zurück, bleich im Gesicht wie der Tod, nahm wortlos seine Jacke und verschwand!»

Was war jetzt zu tun? — Zunächst einmal würde der Mann, den man — wie man es damals nannte — als «gudde Letzeburger» kannte, über die Lage aufgeklärt; dann wurde ihm eingeschärft, er habe über den Vorfall absolutes Schweigen zu wahren. Man ließ ihn dies beschwören und drohte ihm an, daß er andernfalls nicht nur Folgen für sich, sondern für seine ganze Familie zu erwarten habe.

Dann kam der zweite Teil des Unternehmens. Wieder wurde der Alarmtrupp in deutsche Uniformen gesteckt und schritt, dieses Mal am hellichten Tage, durch Niederkorn zum Hause des Betreffenden. Man fand ihn zu Hause, erkannte ihn — Gottseidank — ebenfalls als «gudde Letzeburger», dem man trauen konnte und benutzte daher das gleiche Verfahren. Der Mann schwor ebenfalls zu schweigen . . . und hat, genau wie sein Arbeitskollege, sein Wort gehalten. Der ganze Zwischenfall hatte keine Folgen.

Es gab noch andere Vorkommnisse, die, ob nun gewollt oder ungewollt, überlegt oder aus Unverstand und Uebermut begangen, leicht schwerwiegende, nicht mehr gutzumachende Folgen hätten haben können.

So etwa, als einer unvorsichtig mit einem Revolver umging, dabei einen Schuß löste und einen anderen in das Bein traf. Ein Glück, daß man auf Doktor Faltz zurückgreifen konnte. Der Arzt wurde eingeschleust, versorgte die Wunde, die

sich gottseidank als nicht schwer herausstellte, die Nerven beruhigten sich wieder und alles kam erneut ins rechte Lot.
— — — —

Es ist klar, daß Menschen, denen keine oder doch nur sehr wenig Betätigungsmöglichkeit gegeben ist, ihre unentwegt aufgespeicherte Energie auf irgendeine Art los werden müssen. Dies gilt vielleicht noch in verstärktem Maße für Jugendliche in dem Alter, in dem sich die damaligen Refraktäre befanden. In einem bestimmten Augenblick kommt es dann so weit, daß sie irgendwie «Dampf ablassen», ohne die Konsequenzen recht zu bedenken.

So wurden eines Nachts einige der Burschen vom Teufel geritten und einige Loren, die für den Schichtbeginn am anderen Morgen leer vor Ort bereit standen, wurden von den übermütigen Kraftprotzen vollgeladen. Die Verwunderung des betreffenden Arbeiters bei seinem Erscheinen läßt sich leicht vorstellen, genau wie auch die Folgen, die es gegeben hätte, wenn der Betreffende nicht mit einem völlig verständnislosen Kopfschütteln darüber hinweggegangen wäre, sondern es den Deutschen als verdächtigen Vorfall gemeldet hätte. Was sehr wohl hätte geschehen können, da es sich zufällig **nicht** um einen «gudde Letzeburger» handelte! — — —

Doch es wurde auch Vernünftiges unter Tage getan. Man suchte beispielsweise die ganze Mine gründlich kennen zu lernen, durchstriefte und durchstöberte sie so genau, daß man sich auch im völligen Dunkel in ihr jederzeit bewegen und zurechtfinden konnte. Dazu benutzte man die Geleise, lief dabei aber nicht über die Schwellen, sondern über die Schienen. Die Voraussetzung dafür war, daß man jeweils zu zweit war, wovon der eine, auf der linken Schiene stehend, seinen rechten Arm auf die linke Schulter seines Kameraden, dieser, auf der rechten Schiene stehend, seinen rechten Arm auf die linke Schulter seines Kameraden legte. Damit hatte man nicht nur die richtige Gleisspurweite, man gab sich auch gegenseitig Halt und konnte auf den Schienen eine Geschwindigkeit erreichen, die über die Schwellen nicht möglich gewesen wäre. Wenn man sich dazu noch das Weichensystem gut einprägte, konnte man sich rasch durch das Labyrinth der Gänge unter Tage bewegen, ohne dabei die Orientierung zu verlieren. Und so mancher Bunkerinsasse erreichte hierin mit der Zeit eine derartige Fertigkeit, daß ihm wohl kein Verfolger hätte auf den Fersen bleiben können, insbesondere, da diese Methode der Fortbewegung eine fast völlige Lautlosigkeit ermöglichte. — —

Gegen Mitte August — am 12. oder 13. — stand plötzlich ein schreckliches Gerücht im Raume: Die Gestapo habe die Pläne der Galerie gefragt!

Das konnte nur bedeuten, daß unmittelbare Gefahr für die Insassen des «Hondsbösch» bestand. Das konnte nur bedeuten, daß die blutgierige Geheime Staatspolizei irgendwie Verdacht geschöpft hatte und eine lebensgefährliche Aktion vorbereitet!

Also hieß es, unverzüglich Maßnahmen ergreifen, die eine solche Katastrophe verhindern konnten. Wobei natürlich in erster Linie an die Evakuierung des Bunkers gedacht werden mußte, auch wenn eine solche Operation, angesichts der großen Zahl der Insassen, nicht leicht durchzuführen war und nicht hastig und auf dem Fuße erfolgen konnte und durfte. Ansonsten sie gerade ins Gegenteil des Beabsichtigten umgeschlagen wäre.

Zum Glück stellte sich recht bald heraus, daß das Gerücht — wie es Gerüchte ja meistens an sich haben — nicht völlig auf Wahrheit beruhte. Zunächst einmal war es in keiner Weise die Gestapo, welche Pläne angefragt hatte, sondern die Wehrmacht. Und diese hatte nicht speziell den «Hondsbösch» visiert, sondern die Pläne aller Galerien im «Minett» verlangt, um in diesen, im Falle einer Gefahr (vielleicht dachten die Herren Wehrmachtler dabei an das Anrücken der Amerikaner) wichtige Sachen unterstellen zu können.

Damit sah die Geschichte schon völlig anders aus. Und sie verbesserte sich noch wesentlich durch den Umstand, daß der zuständige Mineningenieur versicherte, er werde die auffälligen Stollen, in denen der Bunker ja angelegt war, auf den Plänen schraffiert als solche kennzeichnen, so daß die Gefahr einer Entdeckung des Verstecks durch die Deutschen nur sehr gering war. Zusätzlich wurde noch eine rechtzeitige Warnung für den Eventualfall zugesichert.

In aller Eile wurde das Organisationskomitee zusammengerufen und trat noch am gleichen Abend in der Galerie selbst zusammen. Nach reiflicher Ueberlegung kam man zu dem Schluß, daß, da eine unmittelbare Gefahr nicht bestand, nur Sicherheitsvorkehrungen getroffen werden mußten. Und zwar sollten vor allem die Posten verdoppelt und die Disziplin verschärft werden. Außerdem sollten die Proviantreserven stark erhöht werden, um die Ernährung in jedem Falle zu gewährleisten. Letzteres ließ sich umso leichter vollziehen, als gerade zu diesem Zeitpunkt ein größeres Quantum eingetroffen war.

Dieser Plan fand denn auch bei den meisten der Bunkerinsassen eine günstige Aufnahme. Es erschien auch ihnen das Beste, an Ort und Stelle zu bleiben und den Betrieb unter erhöhter Vorsicht weiterzuführen.

Und doch sollte es anders kommen!

Es gab einige, die, sei es aus Oppositionsgeist, Besserwisserei oder ganz einfach aus Angst, nicht damit einverstanden waren und gerade das taten, was in einem solchen Falle, da der kleinste Fehler eines Einzelnen das Schicksal Aller entscheiden kann, nicht hätte getan werden dürfen: Sie schlichen sich heimlich fort aus der Galerie!

Als dies bekannt wurde, war es bereits zu spät etwas dagegen zu unternehmen. Und zugleich fiel der ganze, gerade gefaßte Plan ins Wasser. Denn wenn nur ein einziger der Ausreißer den Deutschen in die Hände fiel und dann plauderte, — die Verhörmethoden der Gestapo waren ja nur zu bekannt! — würde das ganze Unternehmen «Hondsbösch» in einer Katastrophe enden.

So mußte denn das Versteck endgültig aufgegeben werden. Und dabei war höchste Eile oberstes Gebot! Unverzüglich, noch in der gleichen Nacht mußte die Evakuierung vor sich gehen. Wer von den Jungen ein neues Versteck irgendwo kannte, war noch fein heraus. Er hatte ein Ziel, das er anstreben konnte. Die andern aber mußten provisorisch untergebracht werden. Dies geschah gruppenweise in der nächsten Umgebung, in Niederkorn, Differdingen, Niederkerschen, Sassenheim, wohin sie, unter der Führung ortskundiger Kameraden geleitet wurden, nachdem die Lebensmittelreserven soweit wie möglich unter sie aufgeteilt waren. Schade um das, was liegen bleiben mußte.

Und dann begann der Auszug. Fast ist man geneigt zu sagen «aus dem gelobten Land». Denn hier im «Hondsbösch» hatten sie sicher, geborgen und wohlversorgt gegessen, während sie nun, da sie in dunkler Nacht im Gänsemarsch hinauswichen, einer gar ungewissen Zukunft entgegenstrebten. Konnte doch jeden Augenblick eine deutsche Postenstreife auf irgendeinen von ihnen stoßen und den verdächtigen Nachtschwärmer festnehmen. Was dann passieren würde, war nicht auszudenken.

Doch alles verlief gut. Nur ein einziger von den 120 wurde geschnappt. Aber er verstand es, nicht nur den Mund zu halten, sondern den Deutschen sogar aus dem Gefängnis zu entkommen!

Es war eine wahre Güte des Schicksals, daß die Befreiung unseres Landes durch die Amerikaner, und damit das Ende des Versteckspiels zwischen Gestapo und Resistenz, nicht mehr lange auf sich warten ließ. So nahm das Unternehmen «Hondsbösch» trotz aller Zwischenfälle für alle Beteiligten einen guten Ausgang.

Leider kann es in dieser Beziehung nicht völlig als Beispiel für alle Unternehmen dieser Art stehen. In den Höhen unseres Oesling gab es — etwa bei Consthum — Verstecke, die von den Deutschen aufgespürt wurden, wo es dann zu einem Kampf mit der Waffe kam, der für die Refraktäre einen tragischen Ausgang nahm. Ihnen war es nicht gegönnt, im Verein mit denen vom «Hondsbösch» beim Erscheinen der Befreier vom Nazijoch sich gegenseitig, ihren tapferen Helfern, ihren wiedergefundenen Eltern, Verwandten, Freunden, überglücklich in die Arme zu fallen und den erlösenden Satz zu sagen: «Es war nicht umsonst!» — — — —